Erschienen in: Widerstände der Systemtheorie : kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann / hrsg. von Albrecht Koschorke ... - Berlin : Akad.-Verl., 1999. - S. 9-16. - ISBN 3-05-003477-7

Einleitung

1.

Inzwischen ist der erste Verblüffungseffekt einer Theorie verbraucht, die den Menschen in eine nicht aussagbare Umwelt verweist und ihn überhaupt nur im Aggregatzustand von *Systemen* theoretisch ernst nimmt. Nicht länger provoziert die Systemtheorie in der Ausprägung, die sie durch Niklas Luhmann gefunden hat, zu frontaler Gegnerschaft, etwa im Namen des Menschen. Statt dessen lädt die Theorie, die das autonom handelnde Subjekt durch *Programme*, Bedeutung durch *Codes* und Gerechtigkeit durch *Erwartungssicherheit* ersetzt hat, dazu ein, dem Sperrigen in ihrem wohlgeordneten theoretischen Gebäude nachzugehen und zu formulieren, von welcher Art diese Sperrigkeit ist. Kurz gesagt: die Widerstände gegen die Systemtheorie sind den Widerständen der Systemtheorie selbst gewichen. Der zweifache grammatikalische Bezug formuliert zugleich ein Paradox. Denn eine Theorie, die spezialisiert ist auf reibungslose Abläufe, auf die Beschreibung der Organisationsformen und Strategien zur Beseitigung von Hindernissen, um beispielsweise ein so unwahrscheinliches Ereignis wie das von ‚Kommunikation' wahrscheinlich zu machen, – diese ökonomische Theorie zur Vermeidung von Widerständen bezieht gerade aus dem, was sie vermeiden will, einen Großteil ihrer systemischen Kraft und ebenso ihrer Anziehungskraft für Nicht-Systemtheoretiker. Nicht nur hat sie sich selbst, als Theorie, am Widerstand gegen die Naivität geläufiger Sozialtheorien formiert.[1] Sie hat mit ihren Selbstbegrenzungen auch jene Inkongruenzen und Spannungen erzeugt, die zur Auseinandersetzung mit der Theorie herausfordern. Die Beiträge des Bandes sind auf verschiedenen Ebenen damit befaßt: besonders mit der Spannung zwischen *System* und *Kultur* und zwischen *Norm* und *Genese*.

Auf der Kehrseite der Systemtheorie formuliert sich so eine Theorie der Inkommensurabilität. Darin versammelt sich, was die Systemtheorie ausgelagert hat in die Umwelt – Chiffre für den sprachlosen Abgrund aller Systeme, Ort des Widerständigen der Sprache, mit Paul de Man: „a resistance to language itself".[2] Für diese Widerständigkeit, die durchaus auch als Systemfunktion auftritt, gilt es eine Sprache zu finden. Denn keineswegs ist ausgemacht, daß Widerstände im System „ohne Rest" bewältigt werden. Die Frage bleibt, ob nicht innerhalb der systemgenerierenden und -perpetuierenden Mechanismen selbst Widerstände wirksam sind, auch wenn die Systemtheorie sie nicht benennt und sie als systemisch gemeistert oder zumindest kontrollierbar behandelt. Für den Widerstand, den die Sy-

1 Zur Entstehung der Systemtheorie aus der Soziologie s. den Beitrag von Dirk Baecker in diesem Band.

2 Paul de Man, *The Resistance to Theory*, (Theory and History of Literature, Vol. 33), Minneapolis 3. Aufl. 1993, 12; dazu der Beitrag von Albrecht Koschorke in diesem Band.

Konstanzer Online-Publikations-System (KOPS)
URL: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-276115

stemtheorie der Sprache selbst entgegensetzt, ließe sich in Verlängerung von de Mans Argument das paradoxe Spiel der *Benennung* anführen: die Friktionen zwischen Metapher und System. Diese machen die metaphorische Dimension der Theorie aus, die an den Orten des Widerständigen der Systeme zur Sprache kommen kann.[3] Denn wie jede Theorie entwickelt auch diese ihre eigene Affektivität und ihren spezifischen Stil, eine dem systematischen Duktus unzugängliche Eigenbewegung der Sprache. Ihr wird man nur auf Umwegen gewahr werden, in der Beobachtung der Systemtheorie von einem Ort aus, der von Systemförmigkeit und –formation sprechen kann, ohne darin aufzugehen.[4] Die Beiträge situieren sich so in einem zur Systemtheorie verschobenen Raum. Es ist darum kein Zufall, daß ein Großteil der Autoren des Bandes es von ihrer Profession her mit der Interpretation von Texten zu tun hat und die Systemtheorie ebenso behandelt: wie Literatur, die nach bestimmten, jedoch keineswegs immer explizit benannten Regeln funktioniert. Im Gegenteil unterliegt die Formulierung der Theorie genau der Gesetzmäßigkeit, die sie mit ihren Grenzziehungen erzeugt und die sich allgemein als das Gesetz des Widerständigen bezeichnen ließe.

Das gemeinsame Anliegen der Beiträge im vorliegenden Band besteht folglich weder in der Aufdeckung irgendwelcher systemimmanenter Unstimmigkeiten, noch eint sie etwa eine Haltung grundsätzlicher Verweigerung des System(theorie)anspruchs. Was in der Zone dazwischen aussagbar wird, hat vielmehr eine doppelte Ausrichtung: als Antrag auf Reformulierung der Systemtheorie unter kulturtheoretischen, genauer genealogischen, medienarchäologischen und ästhetiktheoretischen Prämissen, sowie als Testfall für ihre Reichweite und Aktualität innerhalb einer breiteren, nicht allein soziologischen Fragestellung. Die Systemtheorie als Theorie verschiedener Bereiche von der Kunst bis zum Recht eröffnet selbst die Spannbreite dafür. Aus ihren Untersuchungsfeldern stammt das Material für die vorliegenden Einzelstudien, anhand dessen Anlage und Konstruktionsbedingung der Theorie mit ihren jeweiligen sorgfältigen Grenzziehungen verhandelt werden.

Schon oft ist der hygienische Charakter, den die Modellierung der Systemgrenze bei Luhmann annimmt, bemerkt, und es sind Zweifel daran geäußert worden, ob sich mit solchen sozialtheoretischen Reinheitsexerzitien zumal aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen zutreffend beschreiben lassen. Auf allen Feldern tauchen Grenzphänomene und –konflikte auf, die eine Grauzone zwischen systemdeterminierten Abläufen schaffen und offenbar nur durch die *improvisierte* Anwendung verschiedener Codes, durch Mischlösungen, durch narrative und interpretative ‚Tricks' zu handhaben sind. Ökonomisch-kulturelle, moralisch-rechtliche oder etwa ästhetisch-politische Hybride lassen sich nicht einfach als Randerscheinungen, Überfremdungen oder Fehlformen reiner Systemabläufe abtun. Die permanenten Durchbrechungen selbstreferentieller Funktionsroutinen, seien sie nun politischer, juristischer, wirtschaftlicher oder künstlerischer Herkunft, erfordern eine eigene Beschreibung. Deshalb beziehen sich viele der folgenden Überlegungen darauf, wie mit Situationen mehrfacher oder widersprüchlicher Codierung umzugehen ist, mit Gemengelagen, wo Funktionscodes noch nicht oder nicht mehr greifen oder wo sie vielleicht überhaupt erst erfunden werden müssen.

3 Zur Kontroverse um die metaphorische Grundlegung systemtheoretischer Paradoxien s. Anselm Haverkamp, „Die paradoxe Metapher", Einleitung zu ders. (Hg.), *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt am Main 1998, 13–20 (in Auseinandersetzung vor allem mit Thesen von Lutz Ellrich und David Wellbery).

4 Es ist immerhin auffällig, daß die Systemtheorie auf dem Normalbetrieb von Systemen insistiert und keine Überraschungen gewärtigt – was ihren eigentümlichen Konservatismus ausmacht. Einmal abgesehen davon, daß diese Enthaltsamkeit in prognostischen Aussagen dennoch nicht ohne Folgen für die Zukunft bleibt (s. dazu den Beitrag von Anton Schütz in diesem Band), müßte die dafür methodisch zugrundegelegte Reduktion von Komplexität in Systemen zu einer irreversiblen Verarmung semiotischer Prozesse führen, sobald man den reduktiven Sog einmal theoretisch zu Ende denkt. Die in dem Band von verschiedenen Positionen aus verfolgte Frage, woher Systeme ihre semantische Fülle beziehen, stellt sich also auch unter dem Aspekt der Spannung zwischen Beobachtung und Prognose.

Daß man solche Überlegungen im Untertitel zu diesem Band als *kulturtheoretisch* bezeichnen kann, ist nicht zuletzt der systemtheoretischen Definition des Begriffs „Kultur" geschuldet. Luhmann hat diesem unbestimmten Begriff die gleiche Funktion angewiesen, die in der Romantik der Kunst zufiel. Kunst galt dort als Hort des Inkommensurablen. So wie der unbestimmte, aber umzäunte Begriff von Kunst die Bedrohung des Ordnungsverlusts im Unendlichen abwehren sollte, werden mit der rekursivierten Grenzziehung zwischen System und Kultur die Begriffsbildungen und Systemfunktionen vor ihrer Verwilderung bewahrt, denn, wie es bei Luhmann zur Begründung heißt, „ohne re-entry [...] verlöre sich jedes Überschreiten der Grenze in den infiniten Raum der Andersheit".[5] Es ist verräterisch, daß eine derartige Angstvision das Grenzmanagement der Systeme rechtfertigen soll. Die Beiträge in diesem Band zeigen, wie die ‚Wildnis' allen apotropäischen Bemühungen zum Trotz in der Theorie wirksam und produktiv bleibt.

2.

Luhmanns eigene Antwort auf die Frage nach dem Widerständigen in Systemen erschöpft sich in der Trennung von Aussagbarem und Nichtaussagbarem, kurz im Theorem des „blinden Flecks", den jede Beobachtung notwendig produziere. Dem methodischen und metaphorischen Gehalt dieser Annahme sind verschiedene Beiträge in dem Band nachgegangen. So untersucht Gunther Teubner den blinden Fleck der Systemtheorie selbst. Er fügt paßgenau eine andere Theorie in die Lücken oder Blindstellen der Systemtheorie, nämlich diejenige Jacques Derridas.[6] Die symmetrische Anordnung beider Theorien unter dem Paradigma der Gabe – in der Komplementarität ihres jeweiligen blinden Flecks – profitiert zwar von der systemtheoretischen Operation im binären Code, mit der das Unendliche, Nie-zu-Ende-Kommen dekonstruktiven Denkens in der Reziprozität vertraglicher Übergabe als die andere Seite des Systems arretiert wird – dies aber nicht, ohne daß die systemtheoretischen Regulierungen ihrerseits von der paradoxen Ökonomie der Verausgabung verschont blieben.

Die unentrinnbare Spannung zwischen System und *différance* bringt die Systemtheorie Luhmanns schließlich an ihren eigenen Krisenpunkt. Denn wenn sie durch Konfrontation mit anderen Ökonomien dekonstruiert, das heißt: auf das sie konstituierende Ausgangsparadox zurückgeführt wird, dann kann dies als ein Indiz dafür genommen werden, daß hier ein Limit ihres Reflexionspotentials erreicht ist, daß die Systemtheorie sich auf Reformulierungen angewiesen sieht, die sie nicht selbst leisten kann, sondern aus den von ihr ausgelagerten Potentialen beziehen muß. In der beständig beunruhigten, um ein dekonstruktivistisches ‚Modul' ohne Modularität erweiterten Systemtheorie, in einem ausgetragenen, nicht nur ausgelagerten Widerspruch zu sich läge überdies eine Möglichkeit, das außer Kraft zu set-

5 Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1995, 174.

6 Zur Auseinandersetzung beider Theorien, dort im Fokus von Benjamins Essay „Zur Kritik der Gewalt", s. auch Ralf Rogowski, „The Paradox of Law and Violence. Modern and Postmodern Reading of ‚Critique of Violence'", in *Walter Benjamin in the Postmodern. New Comparison* 18 (1994), 313–151.

zen, was verschiedene Autoren in diesem Band als den latenten Dezisionismus der Systemtheorie herausgearbeitet haben. Neben Gunther Teubner und Friedrich Balke zeigt vor allem Thomas Wirtz in seinem Beitrag, wie sich die Dezisionismen als Reaktion auf die Unmöglichkeit von Entscheidung überhaupt in einer Theorielinie, die von der Romantik bis zu Carl Schmitt reicht, noch in den systemtheoretischen Denkstil weitervererbt haben. Möglicherweise ließe sich diese Nähe durch eine dekonstruktiv gewendete Neufassung des Entscheidungsparadoxons überwinden.

So wie die Gegenüberstellung von System und *différance* dem Nachweis eines blinden Flecks der Systemtheorie galt, läßt sich dieser auch auf anderen als der ökonomischen Ebene ermitteln. Die wörtlichste aller Ausblendungen betrifft die visuelle Dimension, in der sich die der *Beobachtung* verpflichtete Systemtheorie vollzieht. Susanne Lüdemann wendet in ihrem Beitrag die Systemtheorie auf sich selbst an, so daß deren niemals explizit kundgemachte Perspektivierung sichtbar wird und der Nachweis gelingt, daß der Luhmannsche Beobachter stets in der Zentralperspektive positioniert ist. Gerade der Panoptismus eines als souverän konstruierten Letzbeobachters verführt jedoch dazu, den eigenen Standort zu unterschlagen. Er verdeckt die Subjektivierungseffekte der Beobachtung zweiter Ordnung. Hier lautet die Aufforderung an die Systemtheorie, die subjekttheoretischen Verwerfungen im Beobachter einzubeziehen und sich den Konsequenzen der Einsicht zu öffnen, daß Beobachten und Begehren sich nicht so klinisch voneinander trennen lassen, wie die Systemtheorie es für ihre Beschreibungen voraussetzt. Mit dem von der Systemtheorie ausgeblendeten Begehren ist überhaupt die Dimension der Körperlichkeit aus der Luhmannschen Fassung von Beobachtung getilgt. Die Theorie bringt sich damit um eine Reihe von Aussagemöglichkeiten über die Bedingungen dessen, was sie beobachtet, was sie wahrnimmt und was ihr konstitutiv entgeht. Einige Autoren in diesem Band – neben Susanne Lüdemann vor allem Rudolf Helmstetter und David Wellbery – gehen der Frage nach, wie eine um diese somatische, wahrnehmungsphysiologische Schicht erweiterte Systemtheorie aussehen könnte.

Die Beiträge des Bandes verfolgen die ausdrücklichen Exilierungen und nicht reflektierten Verschüttungen der Systemtheorie nicht allein in synchroner, sondern auch in diachroner Richtung: als Frage nach den Ausblendungen sowohl in methodischer als auch genealogischer Hinsicht. Die Systemtheorie setzt zu einem Zeitpunkt ein, *nachdem* eine Unterscheidung getroffen ist, nach vollzogener Rückkopplung, nach geglückter operativer Schließung. Das erklärt auch ihre weitgehende Gleichgültigkeit in bezug auf Herkunftsfragen. Während Genealogien die Ränder und Randbedingungen der Systemwerdung beschreiben, geht also die Systemtheorie von bereits funktionierenden Systemen aus. Ihre Beschreibung bleibt nicht ohne normativierende Folgen für das Beschriebene, was bestätigt, daß Norm und Genese nicht nur in der Jurisprudenz zwei verschiedene, wenn nicht sogar einander ausschließende theoretische Hinsichten markieren (für das Recht s. den Beitrag von Thomas Wirtz in diesem Band). Luhmann hat Herkunftsfragen bekanntlich mit dem Konzept der Autopoiesis beantwortet. Das Konzept der Autopoiesis verdeckt jedoch die Einsatzbefehle und Agenturen der jeweiligen Systeme. Es entzieht der theoretischen Einheit ‚Gesellschaft' ihre Akteure, ebenso wie die Theorie dadurch selbst ohne eine personifizierbare Stiftungsautorität auftritt. Anton Schütz geht in seinem Beitrag den Fehladressierungen ebenso wie der List in Luhmanns eigener Argumentation nach, die sich aus dieser Nichtbesetzung der Position des Autors ergeben. Die Fragen danach, wie Systeme aufkommen, sich bilden oder instituiert werden, welche Gründungsgewalten dabei im Spiel sind, unter welchen Umständen sie zu ihren operativen Schließungen gelangen – Fragen, welche die Systemtheorie mit dem Verweis auf autopoietische Systemkräfte also von sich fernhält – sind dennoch nicht obsolet. Daß die Systemtheorie Luhmanns selbst von den Paradoxien des Anfangens heimgesucht wird, deren systemische Entparadoxierungsstrategien sie beobachtet, arbeitet genauer der Beitrag von Albrecht Koschorke heraus.

An den auf die Systemtheorie zurückgewendeten Herkunftsfragen formiert sich schließlich ein anderer Typ von Widerstand. Er bezieht sich nicht auf die dyadische Ausrichtung, den binären Code der Systemtheorie, wie er in der Spannung zwischen System und Kultur zum Ausdruck kommt, sondern auf dessen flankierenden Begriff, das Programm. Ein Programm enthält die Verarbeitungsschritte im binären Code. Was es jedoch nicht enthält, ist die Beschaffenheit seiner eigenen Programmierung. Infolgedessen spart die Systemtheorie, die der Terminologie von Code und Programm verpflichtet ist, alle Fragen aus, die auf die Modalitäten der Programmierung abzielen. Das Kommando, eine Unterscheidung zu treffen, tritt zugunsten des operativen Selbstlaufs der getroffenen Unterscheidungen zurück. Es ist indes für jede Unterscheidung entscheidend, wie programmiert wird. Dadurch erklärt sich, unter welchen Bedingungen ein System jeweils zu seiner Semantik gelangt; das gilt nicht zuletzt für die Semantik der Systemtheorie selbst. Programm und Code gehören zu ihren Grundbegriffen und verraten etwas über ihre eigene Herkunft aus der Kybernetik. Doch trennt sich die Systemtheorie von dieser aus der Computertechnik entwickelten theoretischen Wissenschaft genau an dem Punkt, an dem sie „Kommunikation" und eben nicht „Technik" beschreiben will. Sie ist eine Theorie der Gesellschaft, nicht der technischen Medien. Die Frage bleibt, welche Modifikationen eine solche Übertragung kybernetischer Modelle auf die Gesellsschaftstheorie mit sich bringt. Was blendet sie aus, um die Kybernetik in ihr eigenes theoretisches Gebäude einzupassen? Die Antworten führen wiederum in die systemtheoretisch vernachlässigte Zone der Instituierungsvorgänge. In bezug auf die Kybernetik geht es dabei um die technische Prägung des Beobachtungsvorganges, darum, wie die Art der Beobachtung des Beobachters fundamental von den gegebenen technischen Medien der Wahrnehmung abhängig ist.

Bernhard Dotzler konfrontiert in seinem Beitrag Luhmanns Theorie mit diesem unterschlagenen Aspekt. Er stellt sie vor die Alternative, sich kybernetisch zu reorganisieren oder aber auf der Autonomie kommunikativer Prozesse zu bestehen. Welche der beiden Optionen man wählt, wird in Zukunft über Tragweite und Leistungsfähigkeit der Systemtheorie entscheiden – darüber, ob sie Aufkommen und Verbreitung von technischen Medien als Faktor gesellschaftlicher Transformationen beschreiben kann und will. Bislang hat sie Computer als bloßes Hilfsmittel angesehen, das Hindernisse auf dem Weg zum Empfänger überwindet und mithin Kommunikation wahrscheinlich macht. Demgegenüber stellt die Kybernetik den Übertragungsvorgang als solchen in den Mittelpunkt und liefert damit ein Instrumentarium zur Beschreibung von Relationen, wie sie das technische Medium selbst stiftet. Daß es einen Unterschied macht, ob der Akzent auf dem Empfänger oder auf den Übertragungsprozessen liegt, als deren Effekt dann der Empfänger beschreibbar ist, wird dort deutlich, wo sämtliche Operationsphasen von Maschinen vollzogen werden. Für die semantische Ebene, die die Systemtheorie der Informationstheorie Shannonscher Provenienz hinzufügt, ist dann kein Bedarf mehr. Code und Programm reichen in einer technisch implementierten Kommunikation ohne jede semantische Aufladung aus, um Datenverarbeitungsprozesse zu beschreiben. Anders ausgedrückt: Das informationstheoretische und kybernetische Vokabular, das die Systemtheorie sich metaphorisch angeeignet hat, gilt auch für kommunikative Prozesse in aller Wörtlichkeit, sobald ein mathematischer Algorithmus ihren Vollzug bestimmt. Ob die Systemtheorie als *Sinn*system (s. dazu besonders den Beitrag von Friedrich Balke in diesem

Band) damit an ihr eigenes Ende stößt oder ob sie sich unter kybernetischen Prämissen reformuliert, wird sich an der theoretischen Behandlung der neuen Medien erweisen.[7]

Elena Esposito stellt in ihrem Beitrag ein Forschungsprogramm zur Beschreibung technischer Medien aus systemtheoretischer Sicht vor. Sie erinnert zu diesem Zweck an eine weitere von der Systemtheorie verschüttete Dimension: die Rhetorik. Mnemotechniken kommen ins Spiel, die sich mit den Gedächtnisleistungen eines Computers parallelisieren lassen. In der – kybernetischen – Art und Weise, wie dort Suchmaschinen Gedächtnis jeweils im Moment der Abfrage konstituieren, wird die Vorstellung vom Gedächtnis als einem unveränderlichen Archivbestand oder Gesamtspeicher verabschiedet. Davon geht auch Dirk Baecker aus, der in seinem Beitrag diese sich permanent aktualisierende Gedächtnisfunktion auf die Leistungen von Kultur bezieht. Kultur läßt sich folglich als ein Ensemble mnemotechnischer Verfahren auffassen. Hier könnte man, so wie Rudolf Helmstetters Beitrag es nahelegt, einen Ausgangspunkt für die Bestimmung von Kulturwissenschaften sehen, die sich vor einigen Jahren institutionell etabliert haben.

Die genealogische Fragestellung ließe sich weitertreiben bis zur Frage nach dem historischen Index des systemfunktionalen Denkens selbst. Welches Ordnungsmodell löst es ab? Läßt sich die Systemtheorie in eine Reihe von Ordnungsmodellen einfügen, wie sie Michel Foucault in seiner *Ordnung der Dinge* aufgeführt hat? Angeregt wurden Foucaults Überlegungen durch das Staunen darüber, „daß es Ordnung gibt".[8] Dieses Staunen durchkreuzte die Geschlossenheit der Selbstbeschreibung jeder Ordnung; es ermöglichte einen Blick auf die diskursiven Konstellationen, in denen die herrschende Ordnung jeweils von fremden Impulsen und Aufmerksamkeiten überlagert wird. Die Systemtheorie hat sich das Staunen darüber, daß es Ordnung gibt, schon aus methodischen Gründen versagt. Ihr lebensweltliches Initialmoment ist im Gegenteil die Erfahrung von Unordnung. Luhmann gab auf die Frage nach der Genese seines Systemdenkens in einem Interview zur Antwort, daß die persönliche Erfahrung von Gesetzlosigkeit nach 1945 in amerikanischer Gefangenschaft, als die Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen wenig zu gelten schien, ihn bewogen habe, eine Ordnungswissenschaft zu studieren. „Auf Jura bin ich eigentlich gekommen, weil ich das Gefühl hatte, das ist eine Möglichkeit, Ordnung zu schaffen in dem Chaos, in dem man lebte und diese vielen Verstösse gegen an sich geltendes Recht in der Gefangenschaft."[9] Von hier aus, von der Erfahrung aus, daß es Unordnung gibt, ließe sich die Herkunft der Systemtheorie aus dem Begehren ableiten, Ordnung zu schaffen. Daß dieses Ziel mit den Mitteln des Rechts zu erreichen ist, daran hat der Bewunderer des römischen Rechts keinen Zweifel. Von diesen autobiographischen Hinweisen aus ließe sich die Systemtheorie näherhin in eine Korrelation mit der sich in der Nachkriegszeit formierenden Verwaltungsrechtswissenschaft und Verwaltungspraxis bringen.

Hier wie in anderen Bezügen wird deutlich, daß die zum Teil verdunkelten und in der Systemperspektive selbst verdrängten genealogischen Spuren Aufschlüsse über wichtige Theorieentscheidungen Luhmanns bieten. So rekonstruiert Friedrich Balke die Verwandtschaft der Systemtheorie mit dem Systemdenken des deutschen Idealismus, die zwingend mit ihren Basiskategorien zusammenhängt und die im übrigen auch dazu autorisiert, im Untertitel des Bandes von einem „Werk" zu sprechen, im idealistischen Sinn des Wortes als einem systematischen Gesamtentwurf. Der theoretische Einsatz bei einem Zustand radikaler Kontingenz bürdet die Erklärung des Gewordenen zwangsläufig der Kategorie des *Sinns* auf. Diese hermeneutisch-phänomenologische Grundausrichtung bedingt schließlich auch die Unempfindlichkeit von Luhmanns Gesellschaftstheorie gegenüber dem *Machtzusammenhang* der sozialen Kommunikation, und das heißt auch: gegenüber ihren eigenen Totalisierungen. Lutz Ellrich stellt die Frage der Kontingenzbeherrschung von einer theoretischen Position aus. Er geht den strukturellen Gründen dafür nach, daß sich die Systemtheorie, die eine Theorie der modernen Gesellschaft im ganzen zu sein beansprucht, nicht zum Faschismus äußert. Für diese bemerkenswerte Leerstelle macht er einen bestimmten Typ von technischer Rationalität in den totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts verantwortlich, die vom Rationalitätstyp der Systemtheorie nicht wahrgenommen und hinreichend analysiert werden könne.

Die Frage nach der Herkunft der Systemtheorie legt überhaupt die Denktraditionen offen, denen sie verpflichtet ist und auf deren theoretischem Stand sie verharrt. Während Luhmann für das Kunstsystem die Romantik als entscheidende Epoche ansetzt und die späteren Entwicklungen nur noch – ganz im Geist der Romantik – als selbstreferentielles Spiel der Kunst mit sich, als Zitat und ironische Rekombination behandelt, operiert er, was seinen Begriff von „Kommunikation" betrifft, auf dem Stand der Selbstbeschreibungen von „Konversation" um 1700.[10] Der Aufweis solcher Herkunftslinien und Ungleichzeitigkeiten erfolgt auch hier nicht, um der Systemtheorie Antiquiertheit zu attestieren, sondern um ihre Erweiterungspotentiale zu erkunden. Wenn bestimmte Denkfiguren in der Systemtheorie wiedererkennbar sind, ist damit die Möglichkeit gegeben, das methodische Instrumentarium und die begriffliche Weiträumigkeit dieser Theorie für gegenwärtige Debatten auf einem avancierten Stand einzusetzen. David Wellbery unternimmt in dieser Hinsicht einen grundlegenden Versuch. Er klagt die *Rückseite* jener Begriffe von Reflexivität und Autonomie ein, die Luhmann aus der subjektphilosophischen Tradition übernimmt: die Erfahrung der Nichtselbstbestimmung, der Exzentrizität, des Unbewußten – kurz den Bereich des Ästhetischen. Damit ist noch einmal die Spannung artikuliert, in der sich sämtliche Beiträge bewegen: die Spannung zwischen Systematizität und Alterität, zwischen operativer Schließung und Heimsuchung durch das Ausgeschlossene. – Mit entwaffnender Offenheit „gehen" Luhmanns *Soziale Systeme* „davon aus, daß es Systeme gibt".[11] Der vorliegende Band fragt nach den Bedingungen und Konsequenzen dieser Unterscheidung / Entscheidung.

Dank und Widmung

Sämtliche Aufsätze des vorliegenden Bandes sind aus Vorträgen hervorgegangen, die im vergangenen Jahr vom 23. bis 25. April auf der Tagung „System – Macht – Kultur. Probleme der Systemtheorie" gehalten wurden. Die Einleitung spiegelt etwas von den Diskussio-

7 S. dazu Sybille Krämer, „Form als Vollzug oder: Was gewinnen wir mit Niklas Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form?", in *Rechtshistorisches Journal* 17, 1998, 558–573, (s. auch insgesamt diese Folge des Journals, dessen thematischer Schwerpunkt die Theorie Niklas Luhmanns bildet). S. auch den jüngst erschienenen Sammelband zur Auseinandersetzung zwischen System- und Medientheorie von Rudolf Maresch, Niels Werber (Hg.), *Kommunikation, Medien, Macht*, Frankfurt am Main 1999.

8 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main 1974, 23.

9 Zitiert nach Sendemanuskript eines Gesprächs zwischen Niklas Luhmann und Wolfgang Hagen, das am 2. 10. 1997 für den Sender Radio Bremen, *Forum der Wissenschaft*, aufgezeichnet wurde [www.radiobremen.de/rbtext/rb2-wissen/w71002.htm (s. dort, 3)].

10 Dazu Cornelia Bohn, „Konversation und Schriftlichkeit im Übergang zur Moderne", in *Berliner Journal für Soziologie* 2 (1999) [erscheint demnächst].

11 Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main 1984, 30.

nen dieser Tagung wider, die von der Freien Universität Berlin und dem Einstein Forum Potsdam veranstaltet und durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde.

Der Dank der Herausgeber gilt an dieser Stelle Professor Gert Mattenklott, durch dessen institutionelle Unterstützung die Tagung zustandekam. Die Freie Universität Berlin hat mit einem Zuschuß zu den Druckkosten den vorliegenden Band ermöglicht. David Hauptmann und Markus Krajewski haben die Manuskripte in einen druckfertigen Zustand gebracht. Für ihre Arbeit danken ihnen die Herausgeber.

Niklas Luhmann ist am 6. November des vergangenen Jahres gestorben. Wir möchten diesen Sammelband seinem Gedenken widmen.

Albrecht Koschorke und Cornelia Vismann